

Roswitha Gruber

Die Großmutter vom Weiherhof



BRUNNEN

Roswitha Gruber

*Die Großmutter
vom Weiherhof*

© Rosenheimer Verlagshaus GmbH & Co. KG,
Rosenheim unter dem Titel
„Das böse Weib vom Weiherhof“.
Ungekürzte Lizenzausgabe mit freundlicher
Genehmigung des Rosenheimer Verlagshauses.



2020 Brunnen Verlag GmbH, Gießen
www.brunnen-verlag.de
Umschlagfotos: Shutterstock
Umschlaggestaltung: Daniela Sprenger
Satz: DTP Brunnen
Druck: CPI books GmbH, Deutschland
ISBN 978-3-7655-4367-8

Inhalt

Die Vorgeschichte	5
Unglücksfälle	9
In der Schule	44
Tauziehen um die Halbweisen	57
Das Leben geht weiter	72
Papa reist nach Leningrad	88
Die Stiefmutter	156
Nur ein Hühnerknochen	192
Das böse Weib vom Weiherhof	197
Haushälterinnen	236
Das Testament	252
Hochzeitsläuten für Vroni	260
Hochwasser	280
Papas Beine	293
Nachlese	316

Unglücksfälle

Noch gut erinnere ich mich an die Zeit, als mein Vater ein fröhlicher, starker Mann war. Wenn er vom Feld nach Hause kam, tollte er mit uns Kindern in der Küche herum, während die Mutter das Mittagsmahl oder das Nachtsessen richtete.

Auch erinnere ich mich noch genau an einen Märztag, an dem mein Vater beim Mittagessen zur Mutter sagte: »Leni«, meine Mutter hieß Marlene, »ich fahre heute mit dem Peter 'naus zu unserem Hopfengarten ›In der Leiten‹. Es ist das richtige Wetter, um die Drähte zu spannen.«

Nach dem Essen packte die Mutter Klein-Marlene und mich warm ein, damit wir im Freien spielen konnten. Obwohl die Sonne vom Himmel lachte, war es noch recht kalt. Die beiden Jüngsten, Klein-Gregor war noch nicht ganz drei und Renate war ein Jahr alt, mussten ihren Mittagsschlaf halten, während wir »Großen«, fünfeinhalb und vier Jahre alt, uns in der Spielecke vergnügten, die der Papa für uns im Hof angelegt hatte. Es gab einen geräumigen Sandkasten, eine Schaukel und eine Rutsche.

Bevor der Papa zum Geräteschuppen ging, um

den Schlepper zu holen, hob er erst die Marlene und dann mich hoch und drückte uns ein Busserl auf die Stirn. Als er vom Hof fuhr, winkte er uns zum Abschied freundlich zu und wir winkten ihm fröhlich nach. Wie immer gesellten sich bald einige Nachbarskinder zu uns. Wir tobten ausgelassen herum und kehrten erst ins Haus zurück, als es uns zu kalt wurde. In der Küche trafen wir Gregor und Renate an, die einträchtig auf einer Decke in einer Ecke spielten. Für Notfälle stand auch noch ein Gitterbettchen in der Küche, damit Mama die beiden Kleinen hineinsetzen konnte, wenn sie gar zu lebhaft in der Küche herumsausten.

Dann war auf einmal alles ganz anders. An diesem Abend kehrte nicht der Vater mit unserem Traktor zurück, sondern der Nachbar Peter, der Papa immer wieder half und den wir sehr gerne mochten. Als er in die Küche trat, hängten wir uns übermütig an ihn. Doch er wimmelte uns ab: »Kinder, jetzt nicht. Jetzt hab ich keine Zeit für euch. Ich muss mit eurer Mama sprechen.«

Er bat sie in den Hausgang, während wir Kinder in der Küche blieben. Nach ihrer Rückkehr in die Küche wirkte Mama wie versteinert. Alles, was wir sagten oder fragten, prallte an ihr ab. Sie setzte sich auf die Eckbank, nahm die Renate

auf den Schoß und starrte vor sich hin. Als die Kleine der Mutter die Wange tätschelte, liefen ihr auf einmal Tränen aus den Augen. Dadurch schien sich ihre Erstarrung zu lösen. Sie erhob sich und begann ganz mechanisch, das Nachtessen zu richten. Dabei wirkte sie so abwesend, dass wir es gar nicht wagten zu fragen, was los sei und warum der Papa nicht komme. Als sie aufgetragen hatte, rührte sie keinen Bissen an. Deshalb mochte ich auch nichts essen. Doch die beiden Mittleren stopften eifrig Bratkartoffeln in den Mund, während Mama ihr Kleinchen mit Brei fütterte.

Vor lauter Sorge um den Papa – es musste etwas Schreckliches geschehen sein, weil er nicht heimkam und weil Mama so stark weinte – konnte ich lange nicht einschlafen. Dann muss ich doch eine Weile tief und fest geschlafen haben. Gegen Morgen aber plagten mich wirre Träume. Daher war ich beim Aufwachen froh, dass ich nur geträumt hatte. Beim Frühstück – inzwischen hatte ich einen gesunden Hunger und schlang zwei Butterbrote mit Marmelade hinunter – war unsere sonst so gesprächige Mama noch immer sehr ernst und schweigsam.

Sie verließ kurz die Küche und kehrte in ihrem Wintermantel zurück. »Vroni«, wandte sie sich

an mich, »du bist ja schon ein großes und vernünftiges Mädchen, du passt bitte auf die Kleinen auf, während ich weg bin.«

»Wo willst du hin, Mama?«

»Ich will den Papa besuchen. Er liegt im Krankenhaus.« Bei diesen Worten wischte sie sich mit dem Taschentuch über die Augen.

»Keine Sorge, Mama. Ich passe gewiss auf die Kleinen auf.« Um ihr noch etwas Tröstliches mit auf den Weg zu geben, fügte ich hinzu: »Mama, du musst nicht weinen. Wenn der Papa im Krankenhaus liegt ist ja alles gut. Die machen ihn ganz schnell wieder gesund.«

Da konnte die Mutter ihre Tränen erst recht nicht zurückhalten und verließ ganz schnell das Haus. Bei ihrer Rückkehr wirkte sie noch trauriger als zuvor. »Wie geht es dem Papa?«, bestürmte ich sie sogleich. »Kommt er bald zurück?«, wollte Marlene wissen.

»Das erzähle ich euch alles nach dem Essen, wenn die Kleinen im Bett sind«, wick sie aus. »Jetzt muss ich erst kochen.«

Nachdem sie die beiden Kleinen zum Schlafen niedergelegt hatte, setzte sie sich zwischen ihre beiden Großen auf die Eckbank und legte um jede von uns einen Arm. Mit dieser Geste vermittelte sie uns eine gewisse Geborgenheit. Aber heute

denke ich, sie tat es vor allem auch deshalb, um bei uns Halt zu suchen. Sie begann: »Der Papa hatte im Hopfengarten einen Unfall, er ist schwer verletzt. In unserem Krankenhaus können sie ihm nicht helfen. Deshalb wollen sie ihn morgen nach Murnau in eine Spezialklinik bringen.«

»Wo ist Murnau?«, wollte ich wissen.

»O, das ist ziemlich weit weg.«

»Können wir ihn da besuchen?«, war meine nächste Frage. »Ja, den Papa besuchen«, wiederholte Marlene. »Bestimmt freut er sich dann.«

»Ach Kinder, das geht nicht. Der Papa muss dauernd untersucht werden und zwischen den Untersuchungen braucht er viel Ruhe.«

»Wie lange muss der Papa in Murnau bleiben?«, erkundigte sich Marlene.

»Das kann ich euch nicht sagen. Es wird sehr lange sein, und ich stehe derweil allein da.« Erneut flossen ihre Tränen.

»Aber Mama, deshalb musst du doch nicht weinen. Wir sind ja bei dir.« Um ihr zu beweisen, dass sie nicht verlassen sei, schmiegteten wir uns noch dichter an sie. Unter Tränen lächelte sie: »Ja, wenn ich euch nicht hätte!« Nach einer kurzen Pause fuhr sie fort: »Trotzdem stehe ich allein da mit der vielen Arbeit und ich weiß nicht, was aus uns werden soll.«

»Wir helfen dir«, boten wir beide spontan an. »Ich spüle und trockne ab und decke immer den Tisch«, verkündete ich. Und Marlene versprach, Staub zu wischen und die Küche zu kehren. Die Mutter musste über unsere »großzügigen Angebote« lächeln: »Ja, ihr beiden, darüber freue ich mich sehr. Dem lieben Gott muss ich wirklich dankbar sein, dass ich so brave Kinder habe. Doch die Hausarbeit ist nicht das Schlimmste. Mir macht es Sorge, wie ich die Arbeit auf den Feldern schaffen soll. Das kann ich doch nicht allein und von der Arbeit in den Hopfengärten verstehe ich überhaupt nichts.«

»Der Opa kann dir doch helfen«, kam ein Vorschlag von mir. Sie seufzte abgrundtief, ehe sie mir eine Antwort gab, die für mich unverständlich war: »Du hast recht, ich werde wohl in den sauren Apfel beißen müssen.«

Dazu muss ich erklären: Mit uns im Haus lebten zwei alte Leute, der Hans und die Kathi, die wir Oma und Opa nannten, obwohl ich genau wusste, dass sie nicht unsere Großeltern waren. Unsere echte Großmutter mütterlicherseits, Maria, war bereits ein Jahr nach meiner Geburt gestorben. Ihr Mann, unser Großvater Ludwig, wohnte etwa eine Viertelstunde zu Fuß von unserem Haus entfernt. Er war sehr nett, deshalb

besuchten wir ihn gerne. Bei ihm lebte sein Sohn Luggi mit seiner Frau Martha. Zu Opa Paul, Vaters Vater, ging man dagegen eine halbe Stunde, aber in die andere Richtung. Die größere Entfernung war allerdings nicht der Grund, warum wir ihn so ungern besuchten, sondern dass er nicht gerade nett zu uns war, besonders die Oma Elfriede war immer sehr unfreundlich.

Nachdem Mama unserem Nenn-Opa von Pappas Unfall berichtet hatte, war er sofort bereit, mit Peter die Arbeiten im Hopfengarten fortzusetzen.

So schnell wurde es dann doch nichts mit Pappas Verlegung nach Murnau. Es dauerte eine ganze Woche, bis er endlich mit dem Hubschrauber nach Murnau geflogen wurde. Dort befindet sich nämlich eine Klinik von der Berufsgenossenschaft, die auf schwierige Fälle spezialisiert ist.

Danach dauerte es weitere Wochen, bis Mama endlich in der Lage war, uns zu erzählen, wie sich Pappas Unfall zugetragen hatte. Wahrscheinlich musste sie selbst erst ins seelische Gleichgewicht kommen, bevor sie sich von Peter den genauen Unfallhergang hatte schildern lassen.

Damit das Folgende auch jemand versteht, der nicht in der Holledau, dem größten Hopfenanbaugebiet der Welt, lebt, muss ich ein bisschen weiter ausholen. Schon mit der Bezeich-

nung der Felder als ›Hopfengarten‹, hat es eine besondere Bewandtnis. In früheren Zeiten, als noch jeder Bauer nur für den Eigenbedarf anbaute, und zwar alles, was er für Mensch und Tier benötigte, legte man in unserer Region zusätzlich zu seinem Gemüsegarten einen Hopfengarten an. In diesem standen nur wenige Stangen, an dem die Hopfenpflanzen emporrankten. Zum einen brauchte man den Hopfen, um sein eigenes Bier zu brauen, zum anderen galt er als wichtige Heilpflanze. Erst als sich die Landwirte zu spezialisieren begannen, wurden die Hopfenanbauflächen immer ausgedehnter, der Name ›Garten‹ aber blieb.

Wenn man heutzutage im Sommer auf der Autobahn durch die Holledau fährt, sieht man zu beiden Seiten riesige Hopfengärten, in denen sich die Pflanzen – scheinbar schwerelos – elegant im Wind wiegen. Dass sich aber jede einzelne Pflanze um einen Draht rankt, der in sieben Metern Höhe an einem Längsdraht aufgehängt ist, kann man von Ferne nicht erkennen. Auch kommt dem Laien nicht der geringste Gedanke, dass so manche Arbeit, die dahintersteckt, in früherer Zeit sogar äußerst gefährlich war.

Nun, an jenem verhängnisvollen 10. März 1972 war mein Vater mit Peter – die beiden halfen sich

immer gegenseitig – hinausgefahren in einen unserer Hopfengärten, um die Querdrähte, auf denen das ganze Gewicht der Längsdrähte lastet, neu zu spannen. Die ausgewachsenen Hopfenreben haben nämlich ein ganz schönes Gewicht, zudem zerrt der Wind noch an ihnen. Dadurch lockern sich die Querdrähte und müssen jedes Jahr nachgespannt werden.

Hopfengärten bestehen aus vielen Reihen von dicken Stangen, die sieben bis acht Meter hoch sind und die man Säulen nennt. Die erste und die letzte Säule einer jeden Reihe ist mit einem kräftigen Drahtseil im Boden verankert, damit das ganze Gebilde Halt hat. Ein Hopfengarten ist eine wunderbare, gut durchdachte Konstruktion. Von der ersten bis zur letzten Säule einer jeden Reihe ist ein kräftiger Längsdraht gespannt, ein Stacheldraht. Daran werden im Frühjahr dünne Drähte angehängt, an denen später die Hopfenpflanzen emporranken sollen. Die Stacheln der Längsdrähte sollen verhindern, dass sich die feinen Drähte mit den Reben daran zu sehr hin und her bewegen.

Das Nachspannen der Querdrähte ist nicht ungefährlich, deshalb nimmt man zur Sicherheit immer einen zweiten Mann mit, der auch für Handreichungen zuständig ist. Wie immer lehn-

te mein Vater eine Holzleiter, die sich nach oben verjüngt, an die erste Säule und stieg mit einem kleinen Flaschenzug hinauf. Dieser dient dazu, das Seil straff zu spannen, mit bloßer Hand würde man das nicht schaffen. Dann nagelte er den Draht mit dem U-Haken auf der Säule fest ins Holz, wickelte das Drahtende um das Ankerseil und zurrte es fest. Nun hieß es wieder runter und die Leiter an die nächste Säule lehnen. An dieser und den folgenden Säulen einer Reihe war die Arbeit einfach. Das Seil musste nur mithilfe des Flaschenzugs gespannt und per U-Haken befestigt werden. Bei der letzten Säule ergab sich allerdings wieder die Schwierigkeit, dass mein Vater das Seilende am Ankerseil befestigen musste.

Er hatte Routine darin, gewiss hatte er das schon mehrere Hundert Male gemacht. So arbeiteten die beiden Männer Reihe für Reihe ab. Mittlerweile war es 16.30 Uhr geworden, und sie liebäugelten schon mit dem Feierabend. Wieder kamen sie an eine erste Säule. Wie gewohnt stieg der Vater hinauf, klopfte den U-Haken fest, spannte den Draht per Flaschenzug, wand das Ende um das Ankerseil und wollte wieder hinabsteigen. In dem Moment entdeckte er, dass etwas mit dem Seil nicht stimmte, und lockerte

es noch mal. Da es aber bereits unter Spannung stand, gab es durch das Auflösen einen Ruck, sodass sich die Leiter etwas zurückbewegte. Dadurch katapultierte sie den Vater im hohen Bogen nach hinten. Die Leiter selbst schwankte nur kurz und schnellte wieder nach vorn zur Säule. Der Vater aber stürzte aus einer Höhe von sieben Metern ab und landete mit dem Rücken auf einem Ranken, wie man bei uns sagt, also auf der Kante einer kleinen Böschung. Peter, der das mitbekommen hatte, rannte sofort zu ihm und wollte ihm auf die Beine helfen. Doch diese gehorchten dem Vater nicht. »Ich weiß nicht, Peter«, jammerte er, »ich fühle meine Beine nicht mehr.«

»Au weh«, stieß der Nachbar aus. »Bleib ganz ruhig liegen, ich rufe einen Sanka.«

Mit Vaters Schlepper fuhr er ins nächste Dorf, in dem er einen Bauern kannte, der bereits Telefon besaß. Von dort bestellte er den Krankenwagen, der den Verletzten umgehend nach Pfaffenhofen ins Krankenhaus brachte. Bei ihrer Erzählung erwähnte die Mutter auch noch das Wort »querschnittsgelähmt«, mit diesem wusste ich aber nichts anzufangen.

In den folgenden Wochen, wenn die Mama Briefe an den Papa schrieb, legten wir selbst gemalte

Bildchen dazu. Damit wollten wir ihm zeigen, dass wir an ihn dachten. In seinen Antwortbriefen malte er immer ein dickes Busserl für jedes von uns. Dieses gab uns die Mama dann zu »lesen«.

An einem Sonntag nach dem Mittagessen, die Mama hatte ihre Jüngsten gerade zum Schlafen niedergelegt, ermahnte sie mich: »Sei schön brav, Vroni, und pass gut auf die Kleinen auf. Ich fahre jetzt zum Papa und bin zum Melken wieder zurück.«

Alles Betteln von Marlene und mir, sie solle uns mitnehmen, half nichts. Die Mama erklärte uns, wir müssten daheimbleiben, weil wir uns ja um die kleinen Geschwister kümmern sollten, wenn diese aufwachten.

Zum Melken war die Mama aber nicht rechtzeitig zurück, deshalb übernahm Opa das. Er mistete auch den Stall aus und versorgte die Tiere mit Futter, wie er das immer tat, seit Papa im Krankenhaus lag. Als die Mama endlich zurück war, sah sie schlimm aus. Sie hatte einen Verband um den Kopf und einen um die linke Hand, und ihr schönes buntes Sommerkleid war blutverschmiert. Das Auto war auch in einem jämmerlichen Zustand, wie ich am nächsten Tag im Hof sehen konnte. Was war passiert?

Die Mama mochte nicht darüber reden. Von Tante Berta erfuhr ich einige Tage später, dass die Mama nervlich am Ende sei und nicht mehr Auto fahren dürfe. Sie sei so fertig, dass sie auf freier Strecke gegen einen Baum gefahren war. Es sei ein Glück gewesen, dass wir Kinder nicht mit im Wagen gesessen hätten. Obwohl ich erst fünf war, sah ich das genauso.

In der nächsten Zeit durften wir Großen dann einige Male unseren Papa besuchen. Die Kleinen blieben derweil bei Tante Berta, einer Schwester meiner Mutter. Die Mama fuhr nie selbst, es saß immer eine andere Person am Steuer. Mal war es der Nachbar Peter, mal ein Onkel, mal eine Tante. Ich erinnere mich noch gut, wie der Papa strahlte, als er uns sah, und uns ganz fest an sich drückte. Ich fragte ihn, ob seine Beine noch immer nicht gesund seien und ob er bald nach Hause komme. Da wischte er sich eine Träne aus den Augen und sagte: »Kind, wir müssen Geduld haben.« Er war erst zweiunddreißig Jahre alt. Sollte er nie wieder auf die Beine kommen?

Eine positive Erinnerung an diesen Besuch habe ich auch noch, wir durften auf dem riesigen Krankenhausbalkon herumtollen.

Monat um Monat verging, und unser Vater lag noch immer im Murnauer Krankenhaus. Die

Mama schlug sich so recht und schlecht durch, unterstützt von dem älteren Ehepaar im Haus und von einigen Nachbarn. Diese hatten die nötigen Arbeiten in den Hopfengärten erledigt. Sie hatten die noch verbliebenen Drähte gespannt, die Hopfenwurzeln entsprechend beschnitten, die kräftigsten Reben um die Drähte gewickelt und diese an die Stacheldrähte gehängt. Mehrmals hatten sie das Unkraut entfernt, gedüngt und gegen Schädlinge gespritzt, sonst hätten wir im Spätsommer keine ordentliche Ernte einfahren können. Denn Hopfen war unsere wichtigste Einnahmequelle. Mama hatte sich also um nichts zu kümmern brauchen, was den Hopfen anging. Auch bei der Heuernte halfen viele mit. Wettermäßig hatte es der Juni gut mit den Heubauern gemeint. Sie hatten nicht nur ihr eigenes Heu trocken einbringen können, sondern auch das unsere.

In den ersten Julitagen war es dann so heiß, dass die Mama uns die alte Zinkbadewanne in den Hof stellte und sie zur Hälfte mit Wasser füllte. In diese hüpfen wir immer wieder hinein, um uns abzukühlen.

Eines Tages, kurz nachdem der Postbote da gewesen war, kam die Mama zu uns heraus, wobei sie einen Brief fröhlich schwenkte. Er war vom

Papa. Er schrieb, dass er uns am Wochenende besuchen wolle. Es sei schon alles geklärt. Peter werde ihn am Freitagnachmittag in Murnau abholen und ihn am Sonntagabend wieder zurückbringen. Marlene und ich, die wir gerade in der Wanne planschten, sprangen vor lauter Freude aus dem Wasser, fassten uns und die kleinen Geschwister an den Händen und hüpfen ausgelassen um die Wanne herum. Dabei riefen wir immer wieder fröhlich: »Der Papa kommt! Der Papa kommt!«

Am Freitag, dem 7. Juli, sollte ich meine Mutter zum letzten Mal sehen. Nach dem Mittagessen stand sie im Hausgang vor dem Garderobenspiegel und fuhr sich mit dem Kamm durch die Haare. Ihr braunes Haar, kurz geschnitten und glatt, war schnell gekämmt. Sie trug ein taubenblaues Kostüm und dazu eine weiße Bluse mit einer Bindschleife am Hals. Schon als Fünfjährige war ich so modebewusst, dass ich erkannte, wie der schmal geschnittene Rock ihre schlanke Figur zur Geltung brachte. Daran erinnere ich mich deshalb noch so gut, weil ich dachte: Wie schön die Mama doch ist! Wahrscheinlich meinte ich chic, doch dieses Wort kannte ich damals noch nicht. Normalerweise sah ich sie ja nur in Arbeitskleidung.

»Mama, wo willst du hin?«, fragte ich besorgt.

»Die Tante Berta holt mich gleich ab. Wir wollen mal schnell nach Ingolstadt, um einen Lebensmittelgroßeinkauf zu machen.«

»Aber Mama, du kannst doch jetzt nicht wegfahren. Hast du vergessen, dass der Papa heute kommt?«

»Das habe ich nicht vergessen, mein Schatz. Aber bis er heimkommt, sind wir längst zurück.«

Ein Ausflug mit Tante Berta schien mir verlockend, noch dazu nach Ingolstadt, das ich nur vom Erzählen kannte, deshalb bettelte ich: »Ich will mit.«

»Das geht nicht«, wehrte die Mutter entschieden ab. »Du musst doch auf die Kleinen aufpassen.«

»Immer ich!«, maulte ich. »Das kann doch auch die Oma machen.«

Sichtlich erschrocken antwortete die Mutter: »Nein, um Gottes Willen! Mit der verstehe ich mich nicht so gut. Deshalb möchte ich sie auf keinen Fall darum bitten.«

Das sah ich halbwegs ein. Um mich restlos zu motivieren, machte sie ein verlockendes Angebot: »Wenn du brav bist, bringe ich dir auch was Schönes mit. Weißt, im Großmarkt wäre es doch langweilig für dich. Wir hasten ja nur von einem

Stand zum anderen.« Dies waren für mich die letzten Worte meiner Mutter.

Die Zeit schlich träge dahin. Mir wurde es allmählich zu langweilig, immer nur die Kleinen zu unterhalten. Die Uhr kannte ich zwar noch nicht, aber meinem Gefühl nach hätte die Mutter längst zurück sein müssen.

Auf einmal ging die Tür auf – und wer wurde von unserem Nachbarn hereingeschoben?

Der Papa! Jauchzend stürzten wir uns alle vier gleichzeitig auf ihn. Besorgt rief der Peter: »Halt, halt, Kinder! Nicht so stürmisch! Ihr derdruckt ja euren armen Papa.«

Nachdem wir ihn aus unserer Umklammerung freigegeben hatten, fiel mir auf, dass der Papa sehr ernst dreinschaute. »Papa, was ist los? Warum schaust du so böse?«

»Ich schau nicht böse, ich schau nur traurig.«

»Warum schaust du traurig? Freust du dich nicht, dass du wieder daheim bist?«

»Doch, schon, sehr. Aber ich bin traurig, weil eure Mama im Krankenhaus ist.«

»Im Krankenhaus?«, fragte Marlene. »Hat sie jetzt auch kranke Beine?«

»Wieso ist die Mama im Krankenhaus?«, fragte ich. »Sie wollte doch mit Tante Berta nach Ingolstadt zum Einkaufen.«

»Das haben die beiden auch gemacht. Aber auf dem Rückweg hat es sie erwischt.«

»Erwischt? Papa, was meinst du damit?«

»Sie hatten einen Autounfall.« In dem Augenblick betrat Oma die Küche. Da sie den letzten Satz noch mitbekommen hatte, fragte sie: »Wer hatte einen Autounfall?«

Der Papa erklärte es ihr mit wenigen Sätzen. Dann richtete sie das Nachtessen. Während wir Kinder eifrig zulangten, rührte der Vater fast nichts an, obwohl die Oma etwas Gutes gekocht hatte.

Am nächsten Morgen war der Papa noch trauriger. Ihm liefen Tränen über die Wangen. So etwas hatte ich bei ihm noch nie gesehen. Bei der Mama ja, die hat öfters mal geweint, auch schon bevor der Papa verunglückt war. Sie hat mir aber nie verraten, warum. Dass wir Kinder immer wieder mal weinten, das war selbstverständlich. Dann nahm uns die Mama in den Arm und fragte, was los sei. So machte ich das nun auch beim Papa. Ich legte meinen Arm um seinen Nacken und fragte: »Was ist los, Papa?«

Da brach es aus ihm heraus: »Die Mama ist tot.«

Selbst an diese Nachricht kann ich mich nicht mehr erinnern. Ich muss so geschockt gewesen sein, dass ich alles, was danach um mich herum

geschah, verdrängt habe. Für uns Kinder lief das Leben scheinbar normal weiter. Die Oma war ja da, die uns gewissenhaft versorgte. Der Papa war in Murnau, und kam etwa alle zwei Wochen zu Besuch. An nichts, was mit dem Tod meiner Mutter und ihrer Beerdigung zusammenhängt, kann ich mich erinnern. Alles, was ich darüber weiß, habe ich mir mosaiksteinartig aus dem zusammengesetzt, was mir von anderen Personen erzählt worden ist, vom Papa, von der Oma, von Tanten, von Nachbarn.

Demnach war es so: Der Papa war an besagtem Freitag mit Peter von Murnau kommend auf dem Weg nach Hause. Da kam ihnen ein Krankenwagen entgegen mit Tatütata und Blaulicht. Dabei dachten sich die beiden nichts Böses. Beim Weiterfahren entdeckten sie wenig später Blaulicht von zwei Polizeiwagen. Das war gegen 18.30 Uhr. Da Peter an der nächsten Kreuzung abbiegen musste, ging er schon mit der Geschwindigkeit herunter. An dieser Kreuzung geht es von der Bundesstraße ab auf die Landstraße, die zu unserem Dorf führt. Da sahen sie zu beiden Seiten der Straße einen Haufen Leute stehen und fuhren unwillkürlich noch langsamer. »Man meint grad, unsere halbe Ortschaft sei unterwegs«, scherzte der Papa noch. Schon gab ihnen ein Polizist mit seiner Kelle

das Zeichen zum Anhalten, damit der Gegenverkehr den Engpass an der Unfallstelle passieren konnte. Auf der Kreuzung standen nämlich drei Personenwagen, die ineinander verkeilt waren. Diesen Stopp benutzte mein Vater, um die Scheibe herunterzukurbeln und einen der Schaulustigen zu fragen, was denn passiert sei. Während ihm dieser erzählte, es habe einen schweren Unfall gegeben mit vier Verletzten, trat einer unserer Nachbarn an den Wagen heran und sagte: »Es hat die Leni und ihre Schwester erwischt. Sie sind gerade mit dem Sanka auf dem Weg zum Krankenhaus.«

Spontan wollte mein Vater, dass der Peter umkehre und zum Krankenhaus fahre. Der aber behielt einen kühlen Kopf und fragte: »Was willst denn im Krankenhaus? Du weißt doch gar nicht, was der Leni fehlt. Womöglich muss sie operiert werden. Dabei können sie dich wirklich nicht brauchen.«

»Hast recht«, sah der Vater ein. »Außerdem muss ich heim, mich um die Kinder kümmern. Ich kann die Kleinen der Kathi nicht allzu lange zumuten.«

»Es würde besser passen, wenn du sagst: Ich kann es den Kindern nicht zumuten, dass sie zu lange mit der Kathi allein sind«, spöttelte der Peter.